

LESEPROBE

LESEPROBE

Gefördert vom Land Niederösterreich, Oberösterreich  
sowie vom Land Kärnten.

**KULTUR**  
**NIEDERÖSTERREICH** 

LAND  KÄRNTEN  
**Kultur**

© 2022, Edition Arthof, Kleinbaumgarten  
Lektorat: Nadine Kube  
Umschlaggestaltung: Marlen Schachinger  
Druck: Druckerei LAA  
Printed in Austria

ISBN: 978-3-9505256-0-1



[www.edition-arthof.com](http://www.edition-arthof.com)

Wort an Wort: Berührung

Marlen Schachinger (Hg.<sup>in</sup>)

LESEPROBE

LESEPROBE

## Vorwort

Dieses Buch ist ein besonderes, nicht allein, weil es die erste Publikation der ›Edition Arthof‹ ist oder weil dieser Verlag als eine Initiative von Autor\*innen gegründet wurde, um faire Verhältnisse im literarischen Feld zu schaffen. Es ist auch deshalb ein bemerkenswertes Buch, da diese Arbeiten in einer befremdlichen Gegenwart geschrieben wurden, in einer Zeit drastischer Umbrüche, in einer Zeit des Wandels. Deutlich zeigen uns all die stürmischen Ereignisse der letzten Jahre, wie fragil unsere Welt ist. Nicht nur die gemeinsame Lebenswelt, sondern auch die Welten unseres jeweils eigenen Erlebens und Empfindens.

Den Wortkünstler\*innen ist es ein Anliegen, dieser Brüchigkeit, diesem Wandel in gestalteter Sprache Ausdruck zu verleihen, denn unsere Welt bedarf der Worte, die erinnern, verbinden und darstellen, die berühren, die sich in Sätzen finden. Sie sind wie Hügel in der Landschaft, schließen aneinander an, verweben sich, fließen zu einer Geschichte – im doppelten Wortsinn: Sie schildern nicht bloß Geschehenes, sie sind auch Ausblick. Sie bestärken uns dabei, die Herausforderungen dieser Veränderungen zu begreifen und unsere Zeit mutig zu gestalten.

In ›Wort an Wort: Berührung‹ erzählen acht Autor\*innen vom Dorf, sei es als alltägliche Lebenswelt, sei es als Ort, an dem Geschichte spürbar wird, als Lost Place oder Zukunftsraum, als Genius Loci. Sie beleuchten sogenannte Parallelwelten und verorten so das Dorf im großen Ganzen der Welt. Die merkwürdige Sehnsucht der Landbewohner\*innen nach der Stadt und der Städter\*innen nach einem Leben am Land findet Eingang in ihre Erzählungen. Und ihre Worte

wissen, dass kein Dorf im Jenseits eines Weltgeschehens existiert, sondern in Verbundenheit damit.

Doch wer kann heute ›Dorf‹ denken, ohne sich gleichzeitig dessen bewusst zu sein, wie rasch solch kleine Gemeinschaften in unserer Weltflut dem Erdboden gleichgemacht werden können. Wer kann ›Lebensraum‹ sagen, ohne seine Menschen vor Augen zu haben und zu wissen, wie rasch neue Schichten des Schreckens sie unserem Blick entziehen werden. So kommen auch ihre Geschichten in diesen Erzählungen zu manchem Wort; ebenso wie die verlassenene Räume, die ›abandoned premises‹, und wir, die Verleger\*innen, sind versucht, sie ›promises‹ und ›destroyed‹ zu nennen: verlassenene Versprechen – zerstört. Sei es dasjenige auf Sicherheit, sei es das der Zukunft, sei es die Unantastbarkeit der Würde.

Es ist das geschriebene Wort, das dem Weltblick in seiner Flüchtigkeit Einhalt gebietet. Es hält fest, schafft Erinnerungen und Perspektiven.

Niemals ist jedoch bedrucktes Papier an und für sich bereits eine Geschichte, ebenso wenig wie eine Schallplatte Musik ist. Beide benötigen den Akt der Wahrnehmung.

Damit Druckerschwärze lebendig wird, sich die Worte vom Papier lösen und tönen, bedarf es der Augen, der Gedanken, der Imagination der Lesenden. Deshalb möchten wir dir im ›Du‹ begegnen und mit dir in einen Dialog treten.

In der Mitte dieses Buches ist Raum für deine eigene Geschichte. Wir laden dich ein, die Erzählung deiner Lebensorte den anderen hinzuzufügen: Wort an Wort – was dir jene Orte bedeuten, weshalb sie dich berühren, und welche du auf deinem Lebensweg aus den Augen verloren hast. Oder würdest du gerne deinen Sehnsuchtsort, der deine Träume nährt, zur Sprache bringen?

Marlen Schachinger & Mila Pusiol

## Inhaltsverzeichnis

Rechts abbiegen, um auf Gnadendorf zu bleiben <i>Isabella Straub</i>	9
Am Rande des Dorfes der Mais <i>Sara Milena Schachinger</i>	29
Randerscheinung <i>Sofie Morin</i>	48
Inmitten	64
Webe dem Horizont sein funkelndes Band <i>Marlen Schachinger</i>	74
Der Galgenberg <i>Daniel Zipfel</i>	105
Dorfgespräche <i>Sophie Reyer</i>	123
Ein Dorf durchqueren <i>Clarissa Lempp</i>	136
Ein Dorf wie Zucker <i>Bettina Schwabl</i>	150

LESEPROBE

Rechts abbiegen, um auf Gnadendorf zu bleiben

I.

Meine liebste Zeitform ist die vollendete Zukunft. Futur exakt: ›Ich werde die Straße entlanggegangen sein.‹ Eine Krümmung im Raum-Zeit-Kontinuum, die heute festlegt, was morgen geschehen sein wird. Ein kosmischer Spalt, durch den der Protonenstaub des Künftigen weht.

Undenkbar etwa im Finnischen, das nicht einmal ein einfaches Futur kennt. Alles dort ist reine, destillierte Gegenwart. Will man im Finnischen die Zukunft ausdrücken, verwendet man das Präsens. ›Ich gehe morgen die Straße entlang und niemand bemerkt es. Als geschehe es nicht.‹ Das Präsens knüpft ein widerstandsfähiges Band zur Welt, aber kein Tempus kommt gegen die prognostische Zauberkraft der vollendeten Zukunft an: Es wird gewesen sein! ›Morgen um diese Zeit werde ich Gnadendorf ein Geheimnis abgerungen haben.‹

Lassen wir das mal so stehen.

II.

Im Ukrainischen gibt es ebenfalls kein Futur exakt. Natalia aus Kyiv kennt ihre Zukunft weder exakt noch ungefähr. Ihre Familie floh am ersten Kriegstag. Auf einer Social-Media-Plattform suchten sie nach einer Übernachtungsmöglichkeit, die auf dem Weg nach Italien lag. Ich bot zwei Zimmer in meiner Wohnung in Kärnten an, der Kontakt ist

seither nicht mehr abgerissen.

Und während ich durch das Weinviertel fahre, wandert Natalia durch die Gässchen von Paternopoli bei Neapel, wo es immerzu hügelaufwärts und hügelabwärts geht.

In Paternopoli gab es schon vor dem Krieg eine große ukrainische Community. Wenige Tage zuvor hätte sie sich nicht träumen lassen, heute hier zu sein. Natalia ist fünfundzwanzig, ihr Studium hat sie mit einem ›Red Diploma‹ abgeschlossen, was so viel bedeutet wie ›summa cum laude‹. Ihre nahe Zukunft: unvollendet.

Sie flohen mit leichtem Gepäck, selbst ihre Brille liegt noch in Kyiv. Nun versucht sie, mit dem guten Auge zu sehen. Ihre jüngere Schwester geht davon aus, in Kürze in die Ukraine und zu ihren Freundinnen zurückkehren, den Lebensfaden wieder aufnehmen zu können. Ihr Tempus ist das Futur der Vertriebenen, losgelöst von der Macht des Faktischen.

»Nata, how are you?«

»Good! Where are you?«

Immerzu sagt sie good. Immer fragt sie nach, was ich gerade mache.

»I am visiting a village«, sage ich.

»Like me.« Sie lacht.

Das Wetter sei besser geworden, sagt Natalia. Als sie Ende März in Paternopoli ankamen, schneite es. Sie mussten warme Kleidung besorgen, eigenartige Trainingsanzüge, sagt sie. Später wird sie ein Foto schicken.

### III.

Die Frauenstimme in meinem Navi überrascht mit GPS-Poesie: »Rechts abbiegen, um auf Gnadendorf zu bleiben,

dann rechts abbiegen, um auf Gnadendorf zu bleiben, dann rechts abbiegen, um auf Gnadendorf zu bleiben.«

Ich biege rechts ab, um auf Gnadendorf zu bleiben, und entdecke eine Anhöhe, auf der eine Kirche hockt. Direkt darunter der zweite Gnadendorfer Turm, der weithin sichtbar ist: der Lagerhaus-Turm. Hinter der Aufbahnhalle ein Spielplatz unter Bäumen. Ich besuche den Friedhof, neugierig auf Familiennamen. Es ist ungewöhnlich still. Als sei alles hier Kulisse, die später am Tag wieder abgebaut und in Lagerhallen verräumt werden wird, als befänden sich die Schauspieler noch in der Maske, als versteckten sich die Zuschauer hinter den Hecken.

In unmittelbarer Nachbarschaft der Kirche die Volksschule. Ein Fenster steht offen. Stimmen. Geschichtsunterricht. Im Jahr 1938 gab es in Gnadendorf einen Arzt, einen Tierarzt, einen Bäcker, einen Binder, einen Fleischer, einen Friseur, zwei Gastwirte, zwei Gemischtwarenhändler, eine Hebamme, einen Sattler, einen Schmied, einen Schneider, zwei Schuster, zwei Wagner und mehrere Landwirte. Nebst Lehrer, Pfarrer und Bürgermeister – der dörflichen Dreifaltigkeit.

Später werde ich herausgefunden haben, dass es den Lehrberuf des Wagners immer noch gibt, dass er neben Leiterwagen, Fuhrwerken und Schlitten auch Sprossenwände oder Barrenholme herstellt.

Ich erinnere mich an beschämende Begegnungen mit Sprossenwänden in Turnsälen. Ein sepiafarbenes Dia, auf meine innere Leinwand projiziert: Die Turnlehrerin nennt meinen Namen. Mit zitternden Knien steige ich auf die erste Sprosse, halte mich fest, jetzt kommt die zweite Sprosse. Ich habe Höhenangst. Die dritte Sprosse. Nur nicht hinunterschauen. Ich beginne zu schwitzen. Die Lehrerin

## Am Rande des Dorfes der Mais

Ihre Hand schiebt sich in meine, zieht an ihr, bis ich sie ihr entwinde. Ich schüttelte den Kopf. Es ist ein gängiger Irrglaube, dass diese Geste hier nicht verstanden würde. Ob die Kinder, die einen auf der Straße anreden, einen verstehen wollen, ist allerdings eine ganz andere Sache. Das Mädchen zupft mit der einen Hand an dem Saum meiner Kurta und weist mit der anderen auf einen Stand am Straßenrand, zieht mich freudig mit sich. Mit erhobenem Zeigefinger versuche ich mich auf eine Stückzahl festzulegen.

Der Duft von Gewürzen nimmt Raum ein. Koriander und Kurkuma erkenne ich. Ich bestelle zwei Portionen. Eine für sie, eine für mich. Das Mädchen blickt an mir empor, deutet auf meine Haare, öffnet und schließt die Hand, bis ich mich hinhocke und meinen Kopf zu ihr beuge. Sie streicht über meine blonden Stoppeln und kichert. Ich richte mich wieder auf und das Kind wendet sich dem Verkäufer zu, beobachtet ihn fasziniert bei der Zubereitung – dabei muss sie das schon viele Male gesehen haben. Während der letzten Handbewegungen des Mannes fängt sie an, sich rauf- und runterzubewegen, als stünde sie unter Strom: auf die Fußballen, ganzer Fuß, Fußballen ...

Ich reiche ihr eine Portion. Sie beugt kurz den Kopf zum Dank und läuft dann auf ihren kleinen Füßen davon. Der Händler reicht mir die zweite Portion. Mais. Gelb und leuchtend lacht er mich an. Die roten Gewürzpünktchen wie Sommersprossen. Es knackt, als ich reinbeiß. Der Geschmack so vertraut. Die Zeit vergeht so unbarmherzig und dennoch

bleibt manches festgeschrieben. Koriander und Kurkuma, von Chili begleitet. Ein zweiter Biss. Rote Sommersprossen auf meiner Zunge.

Wie lange das schon her ist: Mayuris Mutter reicht mir einen Maiskolben. Seltsam sieht er aus. Ein rötliches Zeug ist auf den Mais geschmiert. Ich versuche, einen dieser roten Punkte mit dem Finger abzukratzen. Meine Fingerkuppe ist voll damit. Mit der Zunge schlecke ich drüber. Verdammst, das brennt ja. Was hat sie mir da gegeben? Ich lege den Kolben auf dem Tisch ab. Warum müssen wir ständig bei denen sein? Früher war mein Zuhause doch nie zu weit weg. Mayuri ist schon nett, aber warum muss sich alles um sie drehen?

»Das esse ich nicht.«

Meine Mama sieht mich böse an. Die Sonne brennt mir auf den Kopf. Schützend lege ich die Hand darauf.

»Das ist total scharf!«

Mayuris Mutter lächelt mich an und sagt etwas, das ich nicht verstehe. Sie nimmt meinen Mais, wischt mit einer Serviette darüber. Danach zeigt sie mir das gesprenkelte Tuch, reicht mir den Kolben zurück.

»Jetzt?«, fragt sie und lächelt.

Mein Fuß schiebt sich über den Teppich, doch Mamas strenger Blick lässt mich den Mais kosten.

Papa hat mir erzählt, dass Mayuris Familie sie nächste Woche besuchen kommen wird. Dass sie die ganze Zeit Kontakt gehalten haben – all die Jahre! Ein kleiner Junge zieht mit der einen Hand an meinem Oberteil, redet auf mich ein und weist mit der anderen auf das kleine Mädchen, welches unter einem Baum ihren Kolben abknabbert. Ich beiße in den meinen. Auf die Fußballen, ganzer Fuß, Fußballen. Ich bestelle dem Jungen auch einen, zahle und mache

mich auf den Weg zurück zu dem Haus meiner Gastfamilie.

Allmählich wird es Abend und der Wind wird aufbrausender, belebt meinen Dupatta, weht mir diesen Schal, der lose nach hinten hängt, beinahe von den Schultern. Ich hebe die Arme etwas an, damit er ihn mir nicht zu Boden wischt, lasse den Stoff auf beiden Seiten zwischen Arm und Oberkörper hindurchgleiten. Der Wind plustert die Enden vor mir auf, als wolle er mir die farbenfrohe Schönheit der indischen Gewänder vor Augen führen. Wie die Schwanzfedern eines männlichen Pfau breiten sich die blauen Bahnen mit dem eingewobenen grünen Schimmer in der Luft aus, fallen wieder in sich zusammen, um sogleich erneut aufzuwehen. Blaugrüner Pfau. Meine Hand möchte dem Spiel etwas Einhalt gebieten, aber der Wind wird ungehaltener, lässt den Stoff vor meinem Gesicht tanzen, treibt mich – in das Blaugrün hinein. Und der Pfau tanzt vor meinen Augen.

Dreht sich lachend. Streicht sich mit den Händen das gewellte, schwarzglänzende Haar hinter die Ohren. Der grüne Schal weht hinter Mayuri her. Kleiner Pfau. Im Tanz begegnet Johannas lilaner Rock Mayuris blauem. Sie lächeln mir zu, winken mich heran, sagen etwas, doch die indische Musik nimmt in all ihrer Unverständlichkeit den Raum zwischen uns ein. Meine Hände fühlen die gelbe Seide, die Mayuri mir geschenkt hat, Gelb für die kämpferische Löwin – das passe zu mir, sagte sie. Mayuri ist so anders als ich. Genüge ich Johanna nicht mehr? Sie hält mich offenbar nach all den Jahren für zu normal.

Mayuri greift nach meiner Hand, löst sie von dem seidigen Stoff, zieht mich mit ihrem Strahlen in die Mitte des Wohnzimmers. Johanna fasst nach meiner anderen Hand und nun drehen wir uns zu dritt, Musik verwebt sich

## Randerscheinung

An diesen Rändern findest du dich nicht. Es ist nämlich nicht möglich, hier und zugleich du selbst zu sein. Also suchst du und suchst. Das ist das Leben hier. Und es ist gut.

Das Außen ist verlässlich: Um jedes Zuhause ein Feld oder eine Wiese. Die Innengrenzen dieses Dorfes sind allesamt grüne. Rundum viel Gegend. Das ist etwas grundlegend anderes als eine Stadt. Die Gegend zeichnet sich aus durch eine recht großzügige Verteilung von Strukturen, durch erholbar viel Unbestimmtes. Fragen können hier freizügiger beantwortet werden, als es zwischen engständigen Häuserfluchten je möglich wäre. »Wo?«, heißt es und daraufhin: »In der Gegend halt!«

Am Randsaum ein See, ein Wald, am Randsaum, tunlichst das Geschehen überblickend, eine Zugezogene, die du bist, eine Randerscheinung im Dorfleben, nach so vielen Jahren noch. Das ist der Grund für deine Innigkeit, das ist der Grund für dein unablässiges Suchen und Versuchen, hier zu sein, hier etwas zu finden, was den anderen bereits gehört: eine Heimat.

Du hältst dich fest an der Topographie, weil die verlässlich ist. Du glaubst daran, dass Landkarten das abbilden, was ist. Auch wenn ein jeder am Stammtisch dir sagen könnte, dass das so nicht stimmt. Dass Grenzen niemals dort verlaufen, wo sie eingezeichnet sind. »Sonst müsste man sie ja nicht auf Karten malen!« Das ist einer der Sätze, die man dir nicht sagt, die hinter deinem Rücken nur gesprochen werden,

LESEN  
PROBE

weil du sie dir erst verdienen musst. Die Sitzordnung rund um den Stammtisch scheint einfach, doch das sind diffizile Strukturen. Sie werden den Verhältnissen durchaus gerecht. Die Topographie ist so ein Fetisch von dir, seit du hier bist. Die Anordnung der Landschaft entlang eines Horizonts, der so erschöpft ist, dass er sich auf eine Karte niedergelegt hat. »Schau«, sagst du dir, »hier steht es doch, schwarz auf weiß, hier steht es, dass die Landschaft mit all ihren Randbrüchen feststellbar, aufzeichnenbar ist.« Hier ein Haus, dort keines. Hier ein Feld, dort sein Ende. Die Abbildung ist wie jede Abbildung ein leeres Versprechen.

Also gehst du einen Schritt zurück hinter deine Erwartungen. Und einen vor die Landschaft. Du wirfst deinen Anker aus, damit du das Zuhausebleiben, das du dir verordnet hast, besser aushalten kannst, denn dein Ankommen wird eher gelingen, wenn du dieses Hiersein als dein Zentrum anerkennt. Um dieses Haus und diesen Garten soll sich alles in dir neu ordnen, was dich zuvor durcheinandergebracht hat. »Zuhausebleiben«, denkst du, »fällt nicht schwer, wenn man weiß, wo das ist.«

Wünschst dir, da sei keine Angst, die in dich eintaucht, die von sich behauptet, gerecht zu sein.

Erst hat die Freiheit darin bestanden, fremd zu sein, über Jahre hinweg. Hier nicht mehr als überall, hier nur sämiger, mehr noch auf das Innwendige verweisend.

Alle bleiben zu Hause dieser Tage. Und jeder ein wenig mehr bei sich. Du jedenfalls bist wild entschlossen, das gut zu vertragen, deine Ausflüge auf fußläufige Radien um deinen Innenraum zu beschränken. Und überhaupt die Beschränkung als eine Bereicherung zu begreifen. Sind denn nicht alle gleichermaßen allein? Du willst keine Ausnahme sein.

Du willst endlich vom Rand in die Mitte, ja ins Herz dieses Dorfes vordringen. »Wir sind uns alle gleich nah oder fern«, das behauptest du und willst eifrig den Beweis liefern. Deine Mitmenschen rotieren um den Verweis in ihre Grenzen, und du fühlst dich ihnen anverwandt – endlich.

Im besten Fall, und deiner ist so einer, gibt es einen Gartenzaun, über den hinweg Nachbarschaft passiert. Und es passiert so viel, hier, wo im Grunde nichts passiert, nicht einmal das Schweigen. Einfach nur Stille. Und das Vergehen der Zeit, die sich in Monaten vom Kalender abzählt.

Von der Landkarte hast du dir die Vogelperspektive abgesehen. Überschaubarkeit ist das Credo dieses Landstrichs – nach außen hin. Von deinem Aussichtspunkt siehst du Natur. Natur, die sich von uns erholt, solange wir neue Pläne schmieden.

Im Jänner liegt das Jahr kommend vor dir. Brach wie ein Mosaik aus Feldern, die längst hätten gepflügt werden müssen. Die Erdbrocken starr, von Raureif beglänzt. Dein Blick darauf klamm.

Schon weißt du die Monate einzeln darüber sich legend, wie Teppiche, gewoben aus Fäden, über die Jahre gesammelt. Gewebe, um deine Sehnsüchte darin zu fangen. Du gibst ihnen Namen, die, kaum haben sie deine Mundhöhle verlassen, nicht mehr richtig klingen.

So wirst du zu Beginn eines jeden Monats stehen, das Feld überschauen, deine Augen darüber verlieren. Und doch nichts aufgeben. Du wirst Stellungen beziehen, in Ackerfurchen geborgen, himmelwärts Weitsicht suchend. Wirst probeweise deinen Körper verlassen wie an der Grenze einer Lichtung, in der alle Farben sich mischen. Dort und überall

## Inmitten

Liebe Leserin, lieber Leser,  
in diesem Moment, da du die Zeilen dieses Buches liest,  
bringst du den Text gedanklich zum Klingen, erzeugst in dir  
eine Resonanz. Durch die Lektüre entsteht ein Klangraum,  
in dem sich gelesene und eigene Gedanken vereinen und  
ausdehnen. Denn wir denken nicht nur über Bücher nach,  
wir denken über sie hinaus.

Selbst zur Sprache zu kommen und in ihr zur Ruhe, die Ge-  
danken schweifen zu lassen und darin eine Quelle der Ver-  
änderung zu entdecken, dazu möchten wir dich auf diesen  
Seiten einladen.

I.

In Isabella Straubs Geschichte ›Rechts abbiegen, um auf Gnadendorf zu bleiben‹ geht es auch um Lost Places: Welche sind dir im Laufe deines Lebens begegnet?

## II.

In der Erzählung ›Am Rande des Dorfes der Mais‹ von Sara Milena Schachinger spielt dieses Getreide eine relevante Rolle: Welche Orte sind für dich durch ihr Wachstum definiert? Wie prägen Geruch und Geschmack diese Lebensräume, welche Farben begegnen dir?

### III.

Sofie Morins ›Randerscheinung‹ geht von den Rändern eines Dorfes in dessen Mitte, umkreist sie und hinterlässt auf Steinen Botschaften: Welche Mitteilungen brennen dir unter den Fingern, bewegst du dich durch deinen Lebensraum? Auf welchen Stein, an welche Wand möchtest du sie schreiben, und wer wird sie sehen?

#### IV.

Die Erzählung ›Webe dem Horizont sein funkelndes Band‹ von Marlen Schachinger folgt den Spuren des Lichts in der Landschaft zu verschiedenen Tageszeiten: Was dominiert deinen Lebensraum? Welcher Wandel wird darin sichtbar und welchen Wandel würdest du dir wünschen?

V.

In Daniel Zipfels ›Galgenberg‹ tauchen wir in Vergangenheiten ein. Welche deiner Geschichten würdest du gerne neu schreiben? Was löst dein Driften in andere Zeitebenen aus und was siehst du, öffnest du in deinen Räumen ein Fenster zur Zukunft?

VI.

In ›Dorfgespräche‹ treten zwei Dörfer in einen Dialog: Welche Orte, an denen du gelebt hast, könnten miteinander ein Gespräch führen? Würden sie – wie bei Sophie Reyer – einander bestärken oder hätten sie einen Konflikt auszutragen, weil ihre Lebenswelten allzu konträr sind?

## VII.

Clarissa Lempps Erzählung ›Ein Dorf durchqueren‹ folgt den Spuren einer ungeschriebenen Geschichte. Frühere Bewohner\*innen rücken ebenso in den Blick wie die Sprache, in der von ihnen erzählt wird: Von welchen Menschen, die einst deinen Lebensraum bevölkerten, dort schliefen, aßen, liebten, träumten, arbeiteten, wünschten, sehnten, hassten ... möchtest du erzählen?

## VIII.

›Ein Dorf wie Zucker‹ von Bettina Schwabl verwebt Realität und (Tag-)Träume an einem Ort: Welche Träume beleben deinen Lebensraum, sind dir Zuflucht oder Alb, und wie schreiben sich Vergangenheit und Gegenwart in sie ein?

# LESEPROBE

IX.

Inmitten: deine Orte.

## Webe dem Horizont sein funkelndes Band

### I. Die Alchemie des Morgens

Das Dorf lichtet sich. Es gibt keinen besseren Ort: um zu sehen. Du schiebst den Vorhang beiseite, blickst in die Welt. Noch ist sie erfüllt von der feuchten Milch der Frühe. Es flirrt der Blick, er findet keine Ruhe im trüben Weiß.

»Ein Tag ist hier ein Jahr, ein Leben«, sagst du und öffnest die Fensterflügel, damit der Atem der Nacht ausziehe.

Gesättigt von der Kälte streift die Frische eines neuen Morgens an dir vorbei ins Zimmer. Du verharrst am Fenster, um es so bald wie vernünftig erneut zu schließen, die Hand beinahe schon nach dem eisernen Riegel ausgestreckt. Stehst und staunst, da sich über Nacht mit zartem Raureif umflorte, was vom letzten Sommer blieb: In spitzen Zacken stachelt sich jeder Halm, jeder Ast, als glaubten sie an ihre Wehrhaftigkeit. Das sei »irgendwie rührend«, sagst du, wie die Natur ihre Schönheit an uns verschwende, obgleich menschliche Gier nicht einmal dort ende, wo eigener Untergang beginnt.

Die Stille der Welt löscht sich im Klang der Kirchturm-glocken. Ein Turm und noch ein Turm blickt in die Landschaft, erzählt von jenen Zeiten, als die Menschen ausschließlich zu Fuß unterwegs waren und Uhren höchstens in der guten Stube standen. Ihre Schläge wiederholen und holen sich ein – jeder Stunde ihr Wieder. Es dauert, bis ihre Stimmen über die Hügel herüberwehen. Vier, fünf, sechs, und die Zeit kriecht in feuchten Wehen durch die geöffneten Fenster, der Wind mischt sich ein,

fächert das aufgeschlagene Buch auf deinem Nachttisch. Das leise Rascheln des Papiers wendet dich von der Außenwelt ab, entschieden bietet deine Hand dem Verblättern Einhalt. Du schließt das Fenster, schiebst die kleinen Riegel vor die Flügel. Nachtschatten sind auf deine Wangen zurückgekehrt, du wirst sie sogleich mit dem Tau des Himmels tilgen wollen, verschließt die Badezimmertür.

Letzte Nacht erzähltest du, wenige Minuten, ehe du das Licht löschtest, was du gelesen hattest: Erst wenn jeder Körper seine Wahrheit aussprechen könne, ohne Angst, ziehe Wirklichkeit in die Wahrnehmung der Welt ein. Und in die Dunkelheit flüsterst du, dass du dir nicht sicher seist, ob unser Zeitalter neben der Wahrheit der Männer endlich auch diejenige der Frauen oder bereits die Wirklichkeiten aller Reisenden erkenne – ohne ein Gefühl der Bedrohung. Manchmal, wenn du das Dorfleben betrachtest, beschleichen dich leise die Zweifel, ob die Welt so weit genesen sei. Doch vielleicht wäre das eine mitgebrachte Angst aus der Aufgeregtheit der Stadt, wer weiß. Hier scheint es keinen zu kümmern, weil man schlicht davon ausgeht, dass nicht existiert, was nicht Gewohnheit ist. Es drücke dich, wie sich unser Denken noch immer in Enge erstickte. Schon eine eindeutige Antwort auf die Frage, was und wer Frau sei oder wie, falle schwer. Wir werden es erst wissen, sagtest du, wenn keinem Körper mehr bei der Geburt ein stereotypes Kleid angezogen werde und wir uns leicht genug fühlen, um das alte ›Wehe dir!‹ zu verlachen.

Du kommst zurück, nimmst am Schreibtisch Platz, suchst im Buch jenen Absatz, mit dem du dich beschäftigtest, bevor der Wind mitsprach. »Geduld, Geduld«, sagst du. Alle

Entwicklungen bedürften der Geduld. Selbst das Lichten brauche seine Zeit, da die Welt vor Langem schon beschlossen habe, dass Klarheit dem Menschen bloß in portionierter Langsamkeit zu verabreichen sei, Seite um Seite gleichsam, und deine Augen halten Ausschau nach der Wahrheit der Körper.

Fürwahr, auf den deinen ist Verlass, im Gegensatz zu den ewig wechselnden Wahrheiten anderer Körper. Selbst wenn er dir in seinem Wesen lästig ist, weil er nicht zeigt, was du fühlst. Es begegnet dir einzig in alten Alchemien, die von einem königlichen Geschwisterpaar auf seinem Beet der Verwandlung berichten, das der Himmel mit der Essenz des Morgens benetzt, damit ein Leib in Zweigestalt, Rebis genannt, zu neuem Leben erwacht.

Um von der Wahrheit der Körper in der Welt zu erzählen, sagst du, bedürfe es einer Sprachgestalt, in der die Sinneswahrnehmungen Einzug halten. Nur sie würden uns Bilder in die Landschaft malen, die Tiefe und Weite gestatten, und du greifst nach deiner Brille, knipst dir die Schreibtischlampe an. Schon breitet das Licht seinen Kegel aus, beleuchtet die Schrift in Buch und Manuskript: Schwarz auf Weiß. Eine Wirklichkeit. Wer solches Nachsinnen lese, habe ein Puzzle vor sich, halte mit etwas Geduld alle Teile in Händen, könne sie nach und nach zueinander in Bezug setzen – innerhalb dieses Sprachkörpers, ebenso wie zu manch einem Werk, das ihm vorausging.

»Ich weiß, ich weiß«, und begütigend hebst du die Hand, »ich kann sie alle hören, die >Zu viel!< stöhnen, weil sich solch eine Lektüre dem Nebenher entzieht, doch die Wahrheit ist: Wer Nachdenken meiden will, sollte lieber im seichterem Gewässer der Kolumnen planschen. Und den

## Der Galgenberg

Die Landrichterin saß breitbeinig auf dem Schemel, gegen die Kante des Holztisches gelehnt, und wartete darauf, dass die Kirchenglocken des Dorfes Dürnbach den Mittag einläuteten. Die Sonne würde dann am höchsten stehen, die Sonne über der wilden, trockenen Ebene, die hinausführte in christliche und unchristliche Weltgegenden, jenseits der kaiserlichen Ordnung, zumindest bis nach Böhmen. Der Schatten des Türrahmens würde dann am kürzesten sein. Noch stand die Sonne tief, beleuchtete den Staub, der vom Wind aus der Ebene, aus den Weingärten in das Kellerhaus hereingeweht wurde. Schemel und Tische und die Weinfässer an der Wand waren damit überzogen.

Durch das Sonnenlicht in der offenen Tür erkannte die Richterin das weite, flache Land, nur dürres Grün und matte Erde bis zum Horizont, bis zu fernen, schemenhaften Erhebungen. Der Boden flimmerte in der Augusthitze, die sich langsam auf die ausgedörrten Sträucher, auf das widerborstige Gras herabsenkte, jene Hitze, die Luft und Köpfe schwer machte. Die Richterin hörte die Stimmen der leibeigenen Bauern, hörte, wie sie lachten, grölten, sofften, sich prügeln und erneut in Gelächter ausbrachen, in freudiger Erwartung des Mittags, wenn der Tag seinen Höhepunkt erreichen würde. Bald sollte es zwölf schlagen. Über ihnen, über den Kellerhäusern und der Ebene, auf einem Hügel der Galgen, den nun niemand mehr benutzen würde. Dennoch sollten die durstigen Bauern zu Mittag das Spektakel bekommen, auf das sie seit Stunden hintranken.

Die Richterin betrachtete den Siegelring mit der Waage, der schon ihrem Vater gehört hatte und ihrem Großvater, ließ ihn auf dem groben, zerschundenen Holz des Tisches kreisen, immer wieder, und in der Stille des Kellerhauses war dies das einzige Geräusch, das Fallen des Ringes auf die Tischplatte neben den breitkrepigen Richterhut und die Radschlosspistole.

Die Richterin nahm den Ring erneut auf. Sie hielt ihren Blick auf den Eingang gerichtet, auf die Sonne, die ihr ins Gesicht leuchtete, schloss die Augen nicht. Ihr Vater hatte immer gesagt, Adler wären die einzigen Tiere, die in die Sonne sehen könnten, ohne zu erblinden.

Am Tag zuvor hatten die Dürnbacher bereits gefeiert. Seit Tagen feierten sie, denn das Jahr war ein gutes, ein vom Höchsten und vom Kaiser und von der heiligen katholischen Kirche gleichermaßen gesegnetes Jahr, und es war Markttag gewesen. Gleich nach der Michaelismesse hatten sie die Kirchentore aufgeschlagen und waren zum Galgenberg geströmt, zu den Kellerhäusern.

In fiebriger Stimmung hatten sie die Richterin erwartet, hatten den Brantwein in Bechern, den sauren Wein in Krügen in sich hineingeschüttet, um die Hitze ihrer Köpfe zu lindern, hatten Räucherwürste und Wassermus geschaufelt, nur um alles wieder auszuspeien, hatten schließlich die erhitzten Köpfe in die Wassertröge getaucht, damit sie wieder gehen und schauen konnten, denn die Ankunft der Richterin hatte keiner von ihnen verpassen wollen.

In der heißen Luft des Nachmittags waren sie auf der Landstraße gestanden, die zur fernen Stadt Laa an der Thaya führte, hatten sich aneinandergedrängt, die Köpfe gereckt. Diesmal, diesmal würde sich der Markttag lohnen!

Seit Tagen hatten sie die Kellerhäuser geschmückt, die sich an den einsamen Hügel mit dem Galgen schmiegt. Zwischen herumlaufenden Ziegen, Hunden und Kindern hatten sie Hollerzweige und Weinlaub aufgehängt, hatten die Hühnervögel auf langen Stangen aufgespießt, während die Musikanten auf ihren Flöten und Dudelsäcken aufgespielt hatten.

Diesmal würde sich der Markttag lohnen!

In einem der Kellerhäuser, dem einzigen mit Eisenschloss, hatte man einen Mörder sitzen, und über den Mörder würde die Gerichtsbarkeit herabkommen, und der Mörder würde seiner gerechten Strafe zugeführt werden, vor aller Augen würde man ihn den Galgenberg hinaufführen und zu Mittag aufknüpfen, im Läuten der Kirchenglocken, sodass alle ihn sehen würden, wie er über den Feldern und Weingärten in der Sonne baumelte. Die Zunge würde ihm heraushängen und die Augen würden ihm heraustreten, er würde zappeln und tanzen am Strick, während man unten das Schweinerne auftischte.

Allein für diesen Markttag hatte sich die harte Arbeit der Dürnbacher während der letzten Monate gelohnt.

Die langen Tage der Heumahd in der glühenden Sonne, die einem die Haut verbrannte, der Kirchgang am Sonntag als einzige Erholung, und dann gleich wieder zurück auf die staubige Erde, in die Weingärten, wo es zum Ausdünnen und Aufbinden ging. Die alte Grumbacherin war im Juli vom Blitz getroffen worden und die Tochter vom Schindlauer war am Kindbettfieber gestorben. Schon kurz nach Pfingsten waren die Hexen herumgeflogen und drei Mal hatte es gehagelt. Das Einzige, was die Tage erträglich machte, wenn niemand mehr die Sensenlieder hören konnte, das Einzige, wodurch die Arbeit gegen die trockene

## Dorfgespräche

Das Dorf. Viel hat es gesehen. Ist gleichzeitig Gegenwart, Vergangenheit und Zukunft. So wie alles, das immer lebt. Ähnlich der Erde oder der Sonne ist das Dorf, wenn auch nicht ganz so alt. Immerhin steht es schon über neunhundert Jahre da. Es ist gewachsen, ließ sich vom Regen waschen, war traurig und dann wieder fröhlich. Manchmal spricht es, spricht vor sich hin. Doch das versteht keiner.

Einmal wurde es geboren. Das Dorf. Das tat weh, wie jede Geburt wehtut. Am Anfang war Erde. Alles war grell, stark und intensiv. Da war eine Welt aus Dichtigkeit, in die das Dorf hineingebaut wurde. Das Brennen, am Leben zu sein, war fürchterlich. Der Regen ergoss sich und er war wie Tränen, die auf das Dorf herabströmten. Da begann das Dorf, sich zu spüren. »Ich bin!«, dachte es. Auch wenn es nicht wusste, was genau das bedeutete. Die Wahrnehmung des Dorfes war zunächst schummrig, verhangen von Schleieren. Dann Hände, die es errichteten: Dämme, Straßen, Hinterhöfe. Und auf einmal war da Welt im Zwischenblick des Dorfes. Es stand, auf der Erde. Stand fest. Umrahmte eine Gegend und bot Zuflucht für Menschenfreundlichkeit.

»Hallo«, sagte das Dorf stolz.

Und dann: »Ich bin das Dorf!«

Der Name, den man dem Dorf gab, er gefiel ihm: Pawn-garten. Seit 1260 heißt es so; später, um 1700, hat man es in Kleinbaumgarten umbenannt. Und es passt: Klein war es, Bäume gab es, friedlich lag es einfach so da am Anbeginn.

Träumte vor sich hin, am Südrand des Laaer Beckens. Immer hatte das Dorf etwas zu sehen, wenn es in die Weite schaute: im Norden die Ebene, im Süden welliges Hügel-land. Manchmal, wenn es sich sehr anstrengte, konnte es sogar bis nach Gaubitsch spähen, ein Dorf weiter hinten am Horizont.

»Hallo du!«, sagte das Dorf und seine Worte wurden mit dem Wind nach Gaubitsch getragen.

»Hallo!«, kam es zur Antwort.

Bald schon schloss das Dorf Freundschaft mit dem künstlich angelegten Bach, der es nährte. Seitdem hört es ihm immer gern beim Plätschern zu. »Die Welt ist voller Töne«, denkt das Dorf da. Und mit einem Mal beginnt es, mit dem Bach mitzusingen. Das Dorf weiß, dass es den Bach braucht, und so musizieren die beiden immer wieder miteinander und nähren einander. Der Bach macht es fruchtbar, genau wie der Regen. Das Dorf mag den Regen. Über seinem Kopf schweben dann Stimmen. Selten schneit es auch oder ein Blitz spaltet das Dorf an einem seiner Teile. Aber das ist nicht so schlimm und tut nur kurz weh.

Am liebsten hat das Dorf den Morgen. Im Land herrscht dann eine Stille, die ein wenig geheimnisvoll ist. Sie flüstert. In dieser Stille, in diesem Rauschen wird das Dorf wach. Der Tag beginnt als Klingen, beginnt am Rande. Da freut sich das Dorf. Das Leben ist dann einfach und schön. Die Bienen schwärmen und die Schmetterlinge schwirren und die Welt ist voll vom leisen Tönen des Wassers. Das Dorf liebt seinen Bach. Sein Herz, tief unten im Stadtkern, ist eine Trommel, die schlägt, wenn der Tag beginnt und die ersten Menschen aufwachen. Eine helle Luftigkeit zieht durch

das Dorf in diesen Morgenstunden. Da hat alles Seele und Blick, ist weich und honiggelb. Der Wind hängt mit Freude in der Luft. Die Welt ist voller Überraschungen, die dem Dorf jeden Tag aufs Neue in die Augen steigen. Und das Dorf ist neugierig. Ja, neunhundert Jahre lang ist es neugierig geblieben und schaut sich immer wieder um. Alles Helle, das es umgibt, wiederholt sich. Denn das Leben ist leuchtend und schön und es gebiert sich selbst stets neu. Das Dorf liebt das Leben, es liebt die Gärten, liebt die alte verlassene Schmiede genauso wie den Bach und die blühenden Wiesen der Umgebung mit den Vögeln, die sich dort tummeln, die Blüten im weichen Wind.

Vor Freude pulsiert es an seinen Schläfen. Und nach und nach werden auch die Menschen wach, öffnen die Fenster ihrer Häuser, bewegen sich auf den Straßen, sie fahren zur Post oder zum Einkaufen oder in die Arbeit. Da wird das Dorf manchmal sehr aufgeregt. An die Elfen muss es denken, die es einmal in der Landschaft gesehen hat. Das Dorf braucht das Leben der Menschen, so viel weiß es, auch wenn sie das Dorf oft verwirren und anstrengen. Das Dorf hat kein Leben für sich alleine. Alleine ist es tot. Tot sein ist traurig.

Worte haben sie, diese Menschen, viele Worte. Sie glauben, dass sie damit etwas fassen, einrahmen können – auch das Dorf, soviel hat es mitbekommen. Nur von der Natur des Wortes versteht es immer noch nicht so viel. Auch jetzt nicht, nach vielen Hunderten Jahren.

Einmal, da hat man es urkundlich erwähnt. Aber das ist schon lange her. 1260 war es. Da hat man es der Ortschaft Hagenberg zugerechnet. Und dann – weil Menschen solche

## Ein Dorf durchqueren

»Das gibt's doch allwo«, sagt die Mutter und putzt den Tisch energisch, »auch bei uns.«

»Ja«, sagt der Vater, »bloß bei uns spricht man nicht darüber.«

»S'Maul zerreißen können sich da schon manche«, sagt die Mutter.

Die Mutter hat Käsespätzle mit Ackersalat gemacht. Mein Lieblingsessen, wenn ich ins Dorf zu den Eltern komme. Die Spätzle sind aufgegessen, die Teller in die Spülmaschine geräumt. Die Gesichter meiner Eltern ratlos. Sie gewöhnen sich gerade daran, dass ich nicht mehr ihre Tochter bin, sondern einfach ihr Kind. Ein erwachsenes, non-binäres Kind.

»Also bist du lesbisch?«, fragt Mama.

»Oder willst du lieber ein Bube sein?«, fragt Papa.

Ich schüttele den Kopf.

In unserem Dialekt gibt es ein Wort für ein großes Theater, ein Chaos, ein Durcheinander, die Überdramatisierung einer Situation: ›Galama‹.

»Mach kein Galama«, »Was isch des für ein Galama?«,

»S´war ein riesen Galama mit der Urlaubsbuchung.«

Es gibt aber kein Wort für mich oder diese Person, die summers am Strandbad das Eis verkaufte – lange bevor ich geboren wurde. Als meine Mutter das Kind war. Als mein Großvater mit dem Moped durchs Dorf fuhr und mein Vater wochenends in der Dorfdisko im Nachbarort seine Plateauschuhe ausführte. Die Person, die das Eis verkaufte, nannten sie ›Mannswibli‹. Wort an Wort, weil es kein einzelnes gab.

Meine Mutter kaufte Eis bei der Frau mit den bunten Sommerkleidern und dem dunklen, gekräuselten Kinnbart. Meine Mutter war ein Kind, später ein Teenager, als sie in das Strandbad am See ging. Heute geht sie nicht mehr schwimmen. Wegen der Krampfadern und des Gewichts. Meine Mutter kannte die Eisverkäuferin nicht persönlich, nur manchmal begegnete sie ihr beim Einkaufen im kleinen Dorfladen. Sie hatte mir schon oft von der Eisverkäuferin erzählt und jetzt erzählt sie wieder von ihr: »Die Oma kannte die Hilde, weil die Oma doch beim Friseur geschafft hat. Und du weißt ja, wie deine Oma war. Die hat ihr beim Haarschneiden ins Gesicht gesagt: Komm, den Bart schneide ich dir heute auch noch ab. Aber die Hilde hat es nicht gemacht. Viele waren wüst zur Hilde. Auch der Spitzname, der war nicht schön. Aber so war das damals auf dem Dorf.«

Als meine Oma pflegebedürftig wurde, zog sie zu uns ins Haus. Samstags mussten wir sie immer rasieren. Das Kinn mit den weißen Stoppeln – widerborstig wie sie selbst –, die man mit dem Finger ertasten musste, um zu wissen, wo der Rasierer anzusetzen sei.

»So soll mich der Pfarrer nicht sehen«, sagte die Oma. Also rasierten wir sie, kämmten ihr Haar und cremten sie mit einer fettigen Kindercreme ein, bis ihre Haut glänzte und ihre Wangen rosa waren. Dann kam der Pfarrer, betete mit ihr und gab ihr die Kommunion.

»Befreit seist du von deinen Sünden, Asche auf dein Haupt«, sagte er.

Wenn der Pfarrer zu uns kam, versteckte ich mich irgendwo im Haus oder draußen in der Scheune. Ich weiß nicht, ob er ein guter oder ein schlechter Mensch war, aber ich mochte keinen der Orte, an dem ich ihm begegnete. Der Kirchengang war ein Horror-Trip. Von allen Seiten blickte der

Jesus mit gequältem Blick und geschundenem Körper auf uns herab. Sein ganzes Sein nur Muskeln, Blut und Schmerz: Sehet, was sie mir angetan, für euch! Links und rechts wuchs sein Leidensweg als Holzschnitt aus der Wand. Hier wird er geprügelt! Hier wird er verlacht! Hier fällt er nieder! In kräftigen Farben ausgemalt. Ein grünes Gewand, ein goldener Heiligenschein, das rote Blut auf Jesus' Stirn, Maria, mit blauem Tuch verhüllt, sogar die Fußspitzen bedeckt. Ein körperloses Gespenst.

Gleich neben der Kirche ist das Rathaus. Ein kleines Gebäude mit nur vier Räumen. Einer für den Bürgermeister, der jetzt eine Meisterin ist. Einer für das Sekretariat. Der Sitzungssaal und die kleine Bibliothek. Zwischen Rathaus und Kirche liegt der alte Friedhof, wie ein Garten. Die Gräber im Frühling bewachsen mit Tulpen und Narzissen. Die Kreuze windschief. Er bietet schon lange keinen Platz mehr für die neuen Toten. Nur noch die ehemaligen Pfarrer liegen hier. Seit 50, 70, 100 Jahren. Direkt hinter dem Friedhofsgarten die Grundschule, aber ich ging immer umständlich über die Hauptstraße. Ich hatte Angst vor den Toten und kam darum oft zu spät. Meine Oma sagte: »Wenn du vor den Toten Angst hast, dann musst du viel Angst haben. Es gibt immer mehr Tote als Lebende in der Welt.« Also ging ich von da an morgens mutig über den alten Friedhof. Bis mich der Pfarrer erwischte.

»Hey, Saubürschle, horch mal. Das macht man nicht, auf dem Friedhof spazieren, Saubub, elender!«

Ich blieb nicht stehen. Ich rannte einfach los, rannte in die Schule und dachte den ganzen Tag an den Pfarrer. Nicht weil er mich ausgeschimpft hatte, sondern weil er dachte, ich sei ein Bub. Ich wollte kein Junge sein, ich war nur froh, kein Mädchen sein zu müssen.

## Ein Dorf wie Zucker

Eine Krankheit greift um sich; fest hält sie die Welt im Griff. Sie bringt Fieber, bringt Isolation. Eine Krankheit, die uns trennt, die uns voneinander entfernt; eine Krankheit, die uns einander fremd macht. Eine Krankheit, die unsere Gesellschaft als Körper befallen hat. Die Menschen verstehen einander nicht mehr; jeder kämpft gegen die anderen, alles fiebert. In der Sehnsucht nach einer neuen Zeit, einer Zeit der Heilung.

Doch noch schüttelt uns das Fieber und auch ich, wie eine Zelle im Körper, bin starr in Einsamkeit, mir stockt der Atem. Meine ganze Welt besteht aus Müdigkeit und Erschöpfung, besteht ganz aus Daunen. Ein Daunenkäfig, in dem ich liege und an die Zeit denke, in der es leicht war, gesund zu werden. Eine Zeit wie damals, als Fürsorge allein bereits heilte. Eingerollt in meine neue Welt aus Wärme und aus Dunkelheit, umarme ich mich selbst. Großmutter wird nicht kommen und auch die Mutter nicht. Nur Fremde hinterlassen Einkäufe an der Türe.

Etwas Wichtiges ist in dieser Krankheit abhandengekommen und ich muss noch danach suchen. Doch zuerst gesund werden. Meine Umarmung wird fester. Nur Mut.

Rastlos durchstreife ich die neue Welt meiner Fieberträume. Die Stadt ist still geworden und ihre Stille klingt nach Einsamkeit. Die Stille ist laut geworden, sie schreit mir entgegen, sie hämmert an meine Trommelfelle. Einsamkeit will mich erdrücken, sie hat mich im Würgegriff, sie ist es, die mich krank macht. Ist ein Rauschen, das den Schlaf

LESERPROBE

zersetzt, mir die Kraft raubt. Das Ersticken der Stille ist das Ende der Dunkelheit ist die Auflösung meiner Träume; ist der verloren gegangene Raum meiner Seele. Ich muss schlafen, lang und tief. Mein Körper muss schlafen, meine Seele. Den Seelenraum wiederfinden, gesunden. Das Dunkel der Nacht ist einem Dämmern gewichen, in dem ich nicht mehr schlafen kann. Rastlos werfe ich mich hin und her. Das Fieber zerreißt den Traum, die Krankheit zerbricht die Idylle traumhafter Zuflucht. Dabei hatte ich doch meinen Traum, als die Nacht noch tief im Dunkeln lag.

Ein Traum von einem fremden Ort. Dieser Ort war nur für mich, war die Kraft meiner Seele, war geheimer Rückzugsort meiner Sehnsucht, war Glück, Zufriedenheit, war die ferne Erinnerung meiner Jugend. War Schutz, war die Ruhe einer Pause. War die Möglichkeit, zu fliehen, nicht mehr ich selbst sein zu müssen. Ein anderes Leben zu träumen, zu verschwinden und aufzugehen in einer Phantasie, die ich mit der Stetigkeit der Jahreszeiten erzählte, um mich selbst zu nähren.

Ich träumte mir in Winterkälte das Flirren der Mittagshitze unter einem großen Sonnenhut. In der Bar trockene Kekse und bitterer Kaffee. Nasses Haar und der laute Liebestanz der Zikaden. Abende, an denen der Körper die Hitze des Tages wieder abstrahlt. Das Fieber der Fremde spüren, die Grenzen des Bekannten verlassen, sich neu erfinden.

Wellengang und heißer Sand; in die geleerte Flasche eintauchen und in der Unendlichkeit des Meeres verschwinden. Mit Salzwasser auf der Haut Nektarinenbäume gießen und ihre Früchte verschlingen. Ihr Saft läuft mir über das Kinn; süß und salzig. Coco bello! Coco bello! Die Kokosnuss ruft mich laut, sie sucht nach mir, am ganzen Strand, lässt sich

von Schirm zu Schirm tragen, um mich zu finden. Lässt sich lautstark ankündigen, ausrufen; ich möge ihr Wasser trinken. Jung sein, leicht sein, frei sein, fremd sein, fort sein. Die Freiheit haben, alles zu können und nichts zu müssen. Sich öffnen und dennoch verschlossen sein; die Sprache verstehen lernen oder Touristin bleiben. In warmen Nächten durch antike Straßen wandern. Jahrtausende zu Wohnblöcken geschnürt. Heiliger Schatten unter Kuppelhallen. Auf dem Dach eines alten Wohnhauses die Sonne erwarten. Vor allen anderen wach sein und die Ewige Stadt beim Schlafen beobachten. Erleben, wie der Duft der Bäckereien langsam in der Morgenluft durch Gassen und über Plätze streift und alle behutsam weckt. Hände waschen zwischen Blumen im Brunnen auf dem Hauptplatz. Unter Zitronenbäumen auf den Mittag warten, den Tiber beim Fließen beobachten, die Hitze im Schatten genießen. Autos rauschen vorbei, Vespas hupen, Menschen rufen, plaudern, lachen. Das Leben beobachten, das diese Stadt füllt. Den anderen zusehen, wie sie eilig laufen, weil sie suchen, was sie verloren haben. Irgendwann überlagerte der Traum die Erinnerung und machte daraus etwas, das ich nie erlebt hatte, etwas, das nicht mehr wahrhaftig war. Bislang fand ich dennoch darin, was die laute Stille einsamer Nächte zum Schweigen brachte.

Diese Hitze. Alles nassgeschwitzt. Die Zeit tritt zurück, verdunstet. Ich werfe die Decke von mir. Will meinen Traum zurück. Doch er kommt und geht, wie es ihm gefällt. Ich schließe die Augen, weil ich weiß, dass er meist unter meinen Lidern wartet. Aber mein Traum ist dort nicht; kein Sonnenschirm, weder Sand noch Salzwasser. Der Strand ist nicht zu sehen, die Zikaden sind stumm.